

# Was ist Musik (uns) wert?



**Festival** Beim Musikfest der Bachakademie Stuttgart steht zentral der Reichtum in Frage. *Von Mirko Weber*

Zufällig miterlebte Sommerszene auf Norderney: Mit nackten Füßen, aber in korrekten Schwalbenschwänzen und in schwarzen Kleidern steckend, betreten Mitglieder des Warschauer Sinfonie-Orchesters den Strand, um ein paar Fotografiertes für die örtliche Fremdenverkehrswerbung aufzusetzen.

Lange nicht so berühmt und stark besetzt wie die traditionsreichen und international relativ hochrangigen Philharmoniker aus der polnischen Hauptstadt, gehören die Sinfoniker seit den Achtzigern zur kulturellen Sommerkurausstattung der deutschen Nordseeinsel – und haben hier, vorübergehend, einen einigermaßen kalkulierbaren Verdienst. Sie spielen dabei anlassgemäß für ein Publikum, das sich daheim mehrheitlich keine Konzertabonnements leistet oder leisten kann. Als der Fotograf die Musiker vor der Meeresküste bittet, vielleicht etwas zu singen – singende Menschen machen meist einen glücklichen Eindruck – stimmen sie mit feiner Ironie das Lied von Tevje, dem Milchmann, an, der in Jerry Bock's brillantem Musical „Fiddler On The Roof“, spricht „Anatevka“, vergeblich stoßseufzt: „Wenn ich einmal reich wär...“

Dem Thema Reichtum beziehungsweise Armut (in) der Musik widmet sich sehr ernsthaft von heute an das gut einwöchige Musikfest der Bachakademie Stuttgart. Es steht nicht nur deswegen unter einem besonderen Stern, weil sich Chor und Orchester der einst von Helmuth Rilling auf der Schwäbischen Alb gegründeten und bald international agierenden Organisation von nun an anders schreiben (nämlich generell Gaechinger Cantorey), sondern auch weil sie musikideologisch eine unverrückbare Position beziehen: Unter dem Akademieleiter und Dirigenten Hans-Christoph Rademann verpflichten sich die neu formierten und verstärkten Ensembles zur radikalen Originalklangpflege.

Das stellt heute kein Alleinstellungsmerkmal mehr dar. Aber mutig ist es immer noch, wenn scheinbar wohlvertraute Klänge gegen den Strich gebürstet werden, um sich womöglich so anzuhören, wie sie ideell einmal gemeint gewesen sein könnten. Dass die Bachakademie, seit jeher ein Ort der musikwissenschaftlichen Reflexion, bei Veranstaltungen gleich mehrmals mitfragen lässt, ob das Maß das rechte sei (und was überhaupt ein rechtes Maß ist), wirkt insofern klug.

Überhaupt problematisiert das Programm auf dem Papier nicht ungeschickt mancherlei Frage, die der klassische Musikbetrieb sonst nicht gerne an sich selbst stellt: Kann es sein, dass wir zu sehr in ästhetischem Mainstream schwimmen, den sich eine bestimmte und sich häufig selbst bestätigende Klientel so einrichten lässt, dass eben dieser Mainstream nur noch „Anhang des materiellen Produktionsprozesses“ ist, wie der Philosoph Theodor W. Adorno – vor 60 Jahren! – nicht zu Unrecht geunkt hat? Dass also Kunst meist nur noch „Event“ sein soll, schnell konsumierbar, easy? Und kann es weiter sein, dass die Arbeitsmarktlage für Musiker, seien sie noch so fleißig, auch hierzulande jenseits der einsamen Spitze eine prekäre ist?

Dass einzelne Mäzenaten und nicht selten ganze Firmen ausbügelnd mitfinanzieren, wie im kunstsinnigen und bildungsbürgerlichen Stuttgart gottseidank noch der Fall, wäre nicht neu. Neu aber ist, dass alle diese (Miss-)Verhältnisse mit Interessierten auf dem Musikfest besprochen werden sollen: Was ist Musik wert? Was macht sie mit uns (und wir mit ihr)? Wer zahlt? Und wer zahlt drauf? Letztere Frage hat, wie viele andere Thematiken, natürlich einen doppelten Boden. Umso mehr dürfte sie auf Resonanz stoßen. Das Publikum des Musikfestes jedenfalls darf sich, im Übrigen oft bei freiem Eintritt, neben der Artistik des Hörens auch zehn Tage lang in der Kunst des Einmischens üben. Was uns schon einmal reicher macht – keine Frage.